

Beiträge

zur

Belehrung und Unterhaltung.

Nr.

Dresden, den 20. April 1812.

30.

Ueber den Obstbau in Sachsen,

(Fortsetzung.)

Ein Haupthinderniß aber der allgemeinen guten Wirkung dieser landesherrlichen Befehle und Anordnungen und des eignen Eifers für diesen einem Jeden so nützlichen Gegenstand liegt in dem Vorurtheile, daß die allgemeine Einführung des Obstbaues nicht für alle Gegenden Sachsens passe; denn viele wären zu kalt dazu, und andern fehlte wieder der dazu erforderliche Boden. Jenes trifft höchstens die Gegenden des obern Erzgebirges. Dort gedeiht freilich kein Obstbaum. Ich erinnere mich, in Oberwiesenthal keinen einzigen Obstbaum gesehen zu haben, außer an der Pfarrwohnung, wo einige erst damals gesetzte Pflaumenbäume als eine große Seltenheit des Orts gezeigt wurden, die aber vielleicht nicht mehr existiren. Aber kaum ein Paar Meilen weiter herab, um Scheibenberg, Elterlein u. s. w. sieht man schon alte und junge gesunde Obstbäume. Und gesetzt auch, daß in den kältesten Strichen des Erzgebirges die weichen veredelten Sorten nicht fortkommen, so würden sich doch die harten Sorten dorthin schicken, und besonders das sogenannte wilde Obst, was von so großem Nutzen und reichlichem Ertrage ist. In allen übrigen kalten Gegenden Sachsens geräth selbst das gute Obst vortreflich. Ich berufe mich auf die hohen Gegenden der sächsischen Schweiz, welche mit dem untern Erzgebirge in einem Grade der Kälte stehen. Da dürfte man sich z. B. nicht mehr, wie Churfürst August, abhalten lassen, der Kälte wegen den Plan einer beträchtlichen Obstbaumzucht dort fahren zu lassen. Nimmt man dort gezogene junge

Bäume dazu, so kann es keinen vortreflicheren Platz zu einem sehr großen Obstgarten geben, als den von der Morgen-, Mittag- und Abendsonne ununterbrochen beschienenen Thiergarten bei Stolpen. Das Klima der ganzen sächsischen Schweiz ist seit jenen Zeiten weit wärmer geworden, indem große Waldungen ausgerodet und eine Menge Teiche in Wiesen umgeschaffen worden sind. Vor 100 Jahren säete man um Neustadt und Sebnitz noch kein Winterkorn, weil es stets auswinterete. Und welche große Quantitäten davon werden jetzt dort erbaudet? — Selbst der Winterweizen geräth jetzt dort sehr gut. Wie sollte also das Obst nicht auch eben so gut in Gegenden eines eben so kalten Klima gerathen, als es hier geräth? Denn in Lauterbach, eine Stunde über Stolpen, und in Langwolmsdorf am Fuße davon, weiter hinauf in Oberottendorf, Burkensdorf, Schönbach und andern dortigen Orten (kleinere Obstbaumanlagen nicht zu gedenken) stehen schon seit 30 bis 40 und mehreren Jahren nicht unbeträchtliche Obstgärten und Alleen, welche (so wie auch in Neustadt und Sebnitz) die schönsten Obstsorten, als Borsdorfer, Pipping, Renetten, Herren, Stettiner, Danziger und andere fein Aepfelsorten, ferner die feinsten Franzbirnen und Pflaumenforten liefern, wie nicht weniger Pflaumen und Quitten, und in Rugiswalda, dem kältesten Orte der sächsischen Schweiz, gerathen Kirschen und Pflaumen vortreflich. Das ist ja Beweis genug, daß das hiesige gewiß sehr kalte Klima Niemand weder hier, noch in andern eben so kalten Himmelsstrichen abhalten darf, sich besser, als zeither, auf Obstbau und Anlegung von Baumschulen zu legen; denn in Bühlau bei Stolpen, in Potenz,

Burkersdorf und mehreren dortigen Orten gedeihen auch die Baumschulen vortrefflich.

Daß die Oberlausitz fast unter allen Provinzen Sachsens den wenigsten Obstbau hat, ohngeachtet sie durch wiederholte Befehle und Ermunterungen dazu ist aufgefordert worden, liegt größtentheils an Vorurtheilen und — der Trägheit des Wenden. Es ist wirklich zu bedauern, daß die schönen Ebenen dieser Provinz, bei einem weit mildern Klima, als die sächsische Schweiz und mehrere sächsische Gegenden haben, so leer von Obstbäumen ist. Wie groß die Summe ist, die aus dieser Provinz nach Böhmen geht, kann man aus der großen Menge mit Obst beladener Schiebeböcke, welche zur Obstzeit die Straßen dahin oft bedecken, und selbst der Wagen sehen, die in Schandau, Neustadt und andern Orten im Herbst böhmisches Obst laden und nach dieser Provinz verführen. Der Boden darf diese Provinz, so wie andere, auch nicht abhalten vom Obstbau. Denn das Obst geräth in jedem Boden, so wie unter jedem Himmelsstriche, wenn nur (wie schon gesagt) die jungen Bäume, die man setzt, in keiner wärmern Gegend gesäet und gezogen sind, und man bei Pflanzung der jungen Bäume einen genug weiten und tiefen Kessel ausgegraben, er mit gutem, besonders Dünger, Boden ausgefüllt und in diesen der Baum gesetzt, er im Herbst etwas umgraben und jährlich im Herbst gedüngt (bei großen Pflanzungen nur wechselsweise) und sonst gehörig behandelt wird. Und untersucht man dabei, ob etwa unter der Dammerde Mergel, oder Thonlager sind, und setzt die Bäume etwas flach, wenn die Dammerde nicht tief genug ginge, und erhebt den Kessel des guten Bodens zu einem kleinen Hügel, so kann dieser dem Baume nachtheilige Boden seinem Fortkommen und seiner Fruchtbarkeit nirgends schaden. Manche stehen in dem Vorurtheile, daß das Sandland gar nicht für den Obstbau sey. Diese weise ich aber auf die neuen herrlichen (zum Theil nur etwas zu dick gesetzten) Obstbaumpflanzungen vom weißen Hirsch bis Dresden in dem todten Sande hin und auf die großen Obstaniagen in der Niederlausitz, und sie werden sich widerlegt sehen.

Man hört zuweilen von den harten Wintern, in

welchen allerdings gute Obstbäume verloren gingen, einen Einwand gegen die Obstkultur des Obstbaues in den hohen Gegenden Sachsens hernehmen; allein dieß ist auch ein Vorurtheil. Diese eingegangenen Bäume waren gewiß schon vorher krank, ehe solche Winter kamen, und so wie solche Winter allen fränklichen Körpern das Absterben näher bringen, so ist's auch mit den Bäumen. Die vielen alten und noch gesunden Obstbäume in unsern kalten Himmelsstrichen beweisen es klar, daß jene kalten Winter dem gesunden Baume nicht schaden. Wer nur Sinn für die Sache hat und nicht bloß genießen, sondern auch für seine Nachkommen sorgen will, der wird den abgestorbenen Baum sogleich mit einem jungen ersetzen und so seine Obstpflanzung stets zu erhalten suchen.

Ein Haupthinderniß dieser Pflanzungen liegt jedoch ohnstreitig noch in den häufigen Beschädigungen junger Bäume, von welchen jährlich eine große Menge von rohen Menschen zerbrochen und zerhauen oder nur beschält werden; denn unter dieser Klasse muß man diese Baumbeschädiger vornehmlich suchen. Vor einigen Jahren fand ein Bauer in meiner Nachbarschaft seine ganze schöne und hoffnungsvolle Obstallee an einem Morgen beschält. Durch solche Beschädigungen gehen nicht nur eine Menge guter Bäume ein, sondern es wird auch dadurch die Lust benommen, Baumpflanzungen anzulegen. — Wie ist nun diesem Unfuge abzuhelfen? — Zwar sind, wie wir schon oben gesehen haben, auf solche Vergehungen harte Strafen gesetzt. Aber wie selten wird ein solcher Beschädiger ergriffen? — Er schleicht im Verborgenen, wie der Dieb, und ist weniger zu entdecken, als dieser.

(Der Schluß folgt.)

T h ü r i n g i s c h e V o l k s s a g e .

Vor einiger Zeit gab der Herr Archiv-Secretair R. A. Engelhardt in diesen Blättern einen Aufsatz über historisch-vaterländische Sagen, der wohl Beherzigung verdiente, da wir, immer entfernter von den Zeiten der Väter, am Ende kaum noch hoffen dürfen, über gewisse, dem Patrioten und Historiker nicht unwichtige Data nähern Aufschluß zu bekommen.

2.
B
an
Un
die
wi
gu

ein

ein
und
len
bar
beso
auf
aber
als
die
halb
chen
unte
Wol
der
noris
Gese
rechn
würd
delte
einer
10g d
seiner
der a

tiget,
hatter
geme
tere
an,
lachte

Bisher hat Herr E. nur eine dergl. Sage geliefert, die auch schon ihre Berichtiger und Ergänzter gefunden hat. Unterzeichneter liefert hier eine Thüringische Volksage, die gewiß auf eine wirkliche Person sich gründet. Es würde ihn freuen, wenn auch seinem Aussage Berichtigung und Ergänzung werden könnte. Wohlfarth.

Pumpbut,

ein in der ersten Hälfte des 13ten Jahrhunderts als Zauberer berühmter Mühlbursch.

Unter die Volksmärchen unseers Vaterlandes, die ein zweiter Musäus vielleicht noch einst zusammentragen und im Gewande der Dichtung seinen Zeitgenossen erzählen wird, gehört auch die in Thüringen und den benachbarten Gegenden wohlbekannte Sage von Pumpbut, die besonders in den Mühlen noch oft gehört und vom Vater auf die Kinder fortgepflanzt wird. Dieser Pumpbut war aber auch ein Mann, der seine Sache verstand, mehr als Brod essen konnte und sich durch die schwarze Kunst, die er eben so gut, als weiland Dr. Faust, studirt hatte, bald gefürchtet, bald beliebt machte, wenigstens manchen seiner Zeitgenossen gar höchlich amüsirte. Daß er unter solchen Umständen ein freies Leben einem festen Wohnsitz vorzog, läßt sich leicht denken. Nahm ihn der Müller, wo er als Knappe einwanderte, nicht honorig genug auf; gab er ihm vielleicht das gewöhnliche Geschenk gar mit Widerwillen, so konnte er auch darauf rechnen, daß ihm ein tüchtiger Schabernack bevorstehen würde. In einer Mühle, wo man ihn nicht so behandelte, wie es seyn sollte, peitschte er den Mühlstein mit einer Ruthe aus seiner Lage auf die Firste des Hauses, zog dann seine Straße, und der Müller mußte mit allen seinen Leuten alle Kräfte aufbieten, den Mühlstein wieder an seinen ersten Platz zu bringen.

Ein andres Mal fand er zwei Mühlknappen beschäftigt, die Welle eines Wasserrads zu vollenden. Sie hatten den Körper dieser Welle wohl 10 Mal richtig abgemessen, und doch fehlten jetzt, als sie fertig war, mehrere Zoll an der Länge. Die Mühlknappen sahen sich an, fluchten und tobten; Pumpbut, der ihnen zusah, lachte. Ihr Narren! rief er endlich, dem Uebel ist ja

bald abzuheffen. Wir wollen jeder an einem Ende aus allen Kräften ziehen, und ich gebe mein Wort, die Welle dehnt sich aus. Der Versuch entsprach seinen Worten.

Der F. von ** war auch in die Geheimnisse der schwarzen Kunst eingeweiht, stand aber doch nicht so hoch, als Pumpbut. Er konnte sich gegen kleine Kugeln fest machen und die Kanonenkugeln mit einer geweihten Ruthe abwehren; doch konnte Pumpbut, wie schon erwähnt ist, weit mehr, und foppte bei jedem Durchzuge durch ** den F. Einst ließ der F. sein Regiment vor seinem Schlosse manövriren, kommandirte zum Fenster herab, und als es endlich hieß: Marsch! hoben alle Soldaten den einen Fuß empor und standen da wie angewurzelt. Jetzt bemerkte der F. unter den Zuschauern, die ihn und seine Soldaten auslachten, den Pumpbut. Er ließ ihn gleich recht freundschaftlich auf das Schloß einladen, und P. erfüllte seinen Befehl mit dem größten Vergnügen. Der F. hatte indessen eine Peitsche geholt, um sich für den Schimpf zu rächen, und da P. nicht gleich in's Zimmer trat, so sah er noch einmal zum Fenster hinaus, um zu sehen, wo er bliebe. Eben jetzt trat P. herein. Der F. wollte geschwind nach der Peitsche greifen; aber ein großes Hirschgeweih, das P. dem F. in diesem Moment anzauberte, hinderte den Vorsatz. Der F. erklärte nun P. für seinen Meister, machte ihm einige Elogen und bat endlich, daß er ihn wieder entzaubern möchte. P. that dieses, und so war nun das Hirschgeweih weg, die Soldaten marschirten, und die beiden Rivale schieden nach einer langen und recht freundschaftlichen Unterredung, wie es schien, von einander. Der F. lud indessen eine seiner besten Büchsen mit einer silbernen Kugel, die, wie bekannt, jeden Zauber löst, legte, sobald P. vor das Schloß war und nochmals hinauf guckte, die Büchse auf ihn an; wer aber dazu lachte, das war unser P. Er zog die Kugel aus seinem Basen, beschauete sie und rief spottend zum F. hinauf: Schicke mir nur mehrere solcher Birnen.

Jetzt zog P. mit seiner silbernen Kugel, von einem seiner Kameraden begleitet, in den nächsten Gasthof, wo er den Werth derselben verzechte. Er fand in diesem Gasthose 4 Reiter, die gar gewaltig bramabastirten und

V. und seinen Kameraden kaum über die Achsel ansahen. Schon hatte V. seinen Gesellschafter gestimmt, daß er sich betrunken stellen und den Herren Soldaten mehrere Sottisen sagen mußte. Dieser befolgte den Rath seines Führers und sollte mehrere Male hinausgeworfen oder gar zusammengehauen werden. V. machte dann den Vermittler, gab seinen Kamerad als betrunken aus, und es erfolgte von Zeit zu Zeit eine Haupt- und Staats-Action von Zank und Ausföhnung, bis endlich den Martisföhnen der Geduldsfaden zerriß. Sie zogen ihre Degen, um sich gewaltig an dem Manne, der sie beleidiget hatte, zu rächen — aber welch ein Schauspiel! Die 4 Kriegsknechte standen mit ihren Degen wie Statuen da, konnten weder damit einhauen, noch sie wieder in die Scheide stecken, und V. und sein Geselle empfahlen sich ihnen bestens. Auf dem nächsten Dorfe, wo der Gasthof wieder besucht wurde, fertigte V. einen Boten an die 4 Soldaten ab, befahl erstem, die Zeichen unter der Tafel, die V. mit Kreide gemacht hatte, wieder wegzuwischen, dann den Soldaten ein Compliment von ihm zu bringen und ihnen zugleich zu sagen, daß sie nun ihre Degen wieder einstecken möchten, was diesen auch nun möglich war.

Zu V. Zeiten trugen die Mühlbursche gewisse Eisen oder Beile bei sich, was aber zuletzt von der Obrigkeit verboten wurde. V. erfuhr dieses Verbot gerade zu Neurehna bei Torgau, und unwillig über dieses Verbot, warf er sein Beil vom Gasthose daselbst aus durch die Beine, nach der weit entfernten Thurmspitze. Dort blieb es stecken, und noch bis auf den heutigen Tag ist es daselbst zu sehen. Das letztere ist Thatsache — und Schreiber dieses wünschte recht sehr zu erfahren: warum gerade ein Beil auf der Spitze jenes Thurms prangt, und ob wirklich ein wahrer Pumphut gelebt hat, auch was das Wahre von allen diesen Sagen seyn mag? Vielleicht könnten alte Müller im Vaterlande noch einige Nachrichten über den so berühmten V. mittheilen. B.

A n e k d o t e.

Der Thebanische Feldherr Epaminondas war niemals verheirathet. Einst machte ihm Pelopidas,

welcher einen ehrlosen Sohn hatte, darüber Vorwürfe, daß er dem Staate keine Kinder erzogen habe. Allein Epaminondas, dessen Sieg bei Leuktra unter die denkwürdigsten Begebenheiten der alten Geschichte gehört, antwortete ihm: „Sey auf Deiner Hut, daß Du dem Staate nicht noch ein größeres Uebel zufügst, indem Du ihm einen Sohn, wie den Deinigen, zurücklässest. Auch kann es mir nicht an Nachkommenschaft fehlen. Ich hinterlasse eine Tochter, die Bataille bei Leuktra, welche mich nicht bloß überleben, sondern sogar unsterblich seyn wird.“ — H — dt.

N o t i z.

Literatur.

Kursus zur allgemeinen Weltgeschichte 2c. Von Völsch. Zweite bis zum Schlusse des Jahres 1809. fortgesetzte Ausgabe. 1810. 8.

Ein Werk, nach einem so guten Plane entworfen und so fruchtbar ausgeführt, wie das vorliegende, konnte sich gleich bei seiner ersten Erscheinung den Beifall versprechen, dessen es von urtheilfähigen Richtern werth gefunden worden ist, je mehr eine gedrängte, aber dennoch vollständige und erschöpfende Darstellung der großen Masse der welthistorischen Ereignisse sowohl für den Liebhaber und den Gelehrten zur schnellen Uebersicht, als für den Schulunterricht, zur Grundlage des Studiums der Geschichte, Bedürfnis war. Dieses Bedürfnis ist hier so befriedigt worden, daß sich dieses Buch in beiden angegebenen Rücksichten schon längst als ein vorzügliches Hülfsmittel empfohlen hat. Bei seiner neuen Erscheinung hat es sich dieses Beifalls noch werther gemacht, da es den an großen Thaten und weit hinaus wirkenden Ereignissen so reichen zehnjährigen Zeitraum, der seit der ersten Ausgabe vom J. 1799. verflossen ist, in derselben geistreichen und echt pragmatischen Manier erzählt, womit die frühern Perioden beschrieben sind. Um aber dieses vorzügliche Buch besonders für Schulanstalten und Minderbemittelte recht gemeinnützig zu machen, so hat sich die unterzeichnete Verlags-Handlung, auf erhaltene Veranlassung, entschlossen, denjenigen, welche sich unmittelbar an sie wenden und mehr als ein Exemplar bestellen, dieses Werk, dessen Ladenpreis bisher 1 Thlr. 4 gr. war, von jetzt an für 16 gr. zu überlassen.

Dresden, den 14. April 1812.

Hilfersche Buchhandlung.